Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 6 (1902-1903)
Heft: 11

Artikel: Eine Winterfahrt im Sommer [Schluss]
Autor: Keller, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667712

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nähe in der Ferne.*)

Wenn des Tages Last mich drückt,
Flücht ich an dein Herz, Geliebte,
Und du gießest sanften Frieden
Gütig in die wunde Seele —
Ob du mir auch noch so fern seist.

Deine Nähe fühl ich, Gute,
Deinen Atem, deiner Hände
Leisen Strich auf meiner Stirne,
Und mein Auge glänzt im Glück.

Und wie fern du seist, Geliebte,
Sonnenstrahl und Windeswehen,
Alle Kreatur verkündet,
Daß dein Geist in meines Lebens
Grauen Alltag still verklärend,
Still erhebend, sich ergießt,
Und ihm Trost gibt, Licht und Stärke,
Und ein liebes Plätzchen richtet,
Wo mein müdes Haupt sich hinlegt.

Liebe dank dir's in die Ferne,
Daß du fühlest, wie auf deinem
Lichten Scheitel Sehnsuchtsaugen
Glücklich-traurig immer ruhn,
Und dein Sinn den Weg weiß, Liebe,
Der die Fernen rasch verbindet
Und zu trauter Nähe führt.

Eine Winterfahrt im Sommer.

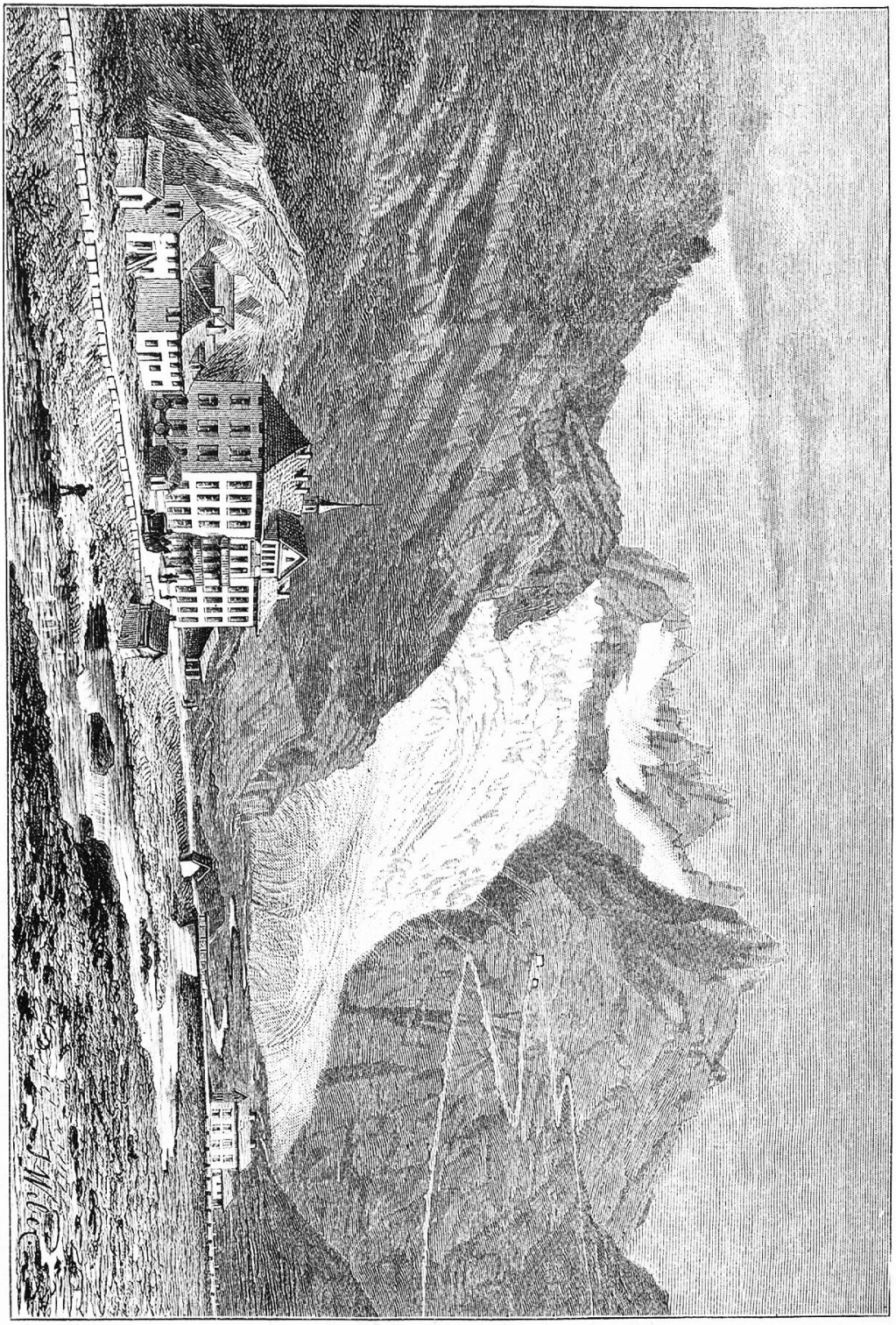
Von J. Keller, Pfarrer in Wattwil.

(Schluß.)

Aber neue Wunder der Natur entschädigten mich, vor allem der Rhonegletscher. Erst sah ich ihn von oben: wie ein mächtiges Meer mit Giebeln und Türmen und Spitzen aus Eis liegt er da. Ich stieg tiefer und er präsentierte sich von der Seite: tief hinein schaute ich durch die gähnenden Spalten, verschneit die einen, die alten, in klarer Bläue leuchtend die neuen, frischgewordenen Risse. Vielleicht in der vergangenen Nacht hatte sich ein Eisklotz unter Donnern gespalten; denn der Gletscher lebt, er bewegt sich; Eisgiebel stürzen ein, Eistäler füllen sich aus. Leute, die ihn vor 50 Jahren gesehen, finden ihn heute mächtig verändert. Er lebt und stirbt zugleich; denn die Bewegung, die er macht, ist eine Bewegung zum Tode. 20 Meter soll er jedes Jahr zurückweichen. Was dann wohl werden wird, wenn die letzte Eisscholle geschmolzen ist? Wo wird dann unsern Flüssen der Tisch gedeckt? Das ist heute vollendete Tatsache: sämtliche Gletscher der Schweiz haben ihren Sterbegang angetreten. (Die Zeiten wechseln. Red.)

Unterdessen sind wir in der Talsohle angelangt; noch ein Blick auf den Gletscher. Von unten erscheint er wie ein mächtig überstürzender Wasserfall, dessen Welle im Sturz zu Eis geworden. Dieser Blick ist wohl der großartigste, der interessanteste freilich nicht. Gletsch bot mir Nachtherberge. Wie freundlich man mich empfing; mit welchen Bücklingen grüßte von weitem schon der Herr Direktor auf der Treppe. Das ist auch ein Vorteil, zur ungewohnten Zeit zu reisen; die Hoteliers sind noch nicht verwöhnt; sie kratzen die Füße und reiben die Hände; die Portiers eilen und wärmen die Schuhe und schleppen Pantoffeln herbei — es ist ja alles Reklame für die kommende Saison. Ob sie diese hier wohl brauchen? Hotel Gletsch ist trotz der 1800 Meter Höhe mit allen Mitteln der Behaglichkeit eingerichtet. 320 Betten stehen zur Verfügung, nicht für Kuranden mit längerem Aufenthalt, sondern nur für Passanten, die im Sommer jeden Abend in neuer Auflage sämtliche 320 Betten besetzen. Letztes Jahr soll es sogar vorgekommen sein, daß

*) Von Wilhelm Holzamer. Siehe Bücherschau.



Gletsch.

gegen 100 Personen kein Nachtquartier mehr fanden und einen herumstehenden Hotelwagen mieteten, für 4 bis 6 Franken den Platz, allwo sie sitzend ihre Hochlandsträume träumten. Gletsch ist das Olten der Bergfahrten. Auf Ihren Wink steht ein Wagen bereit, 2, 3, 4 Pferde, je nach Wunsch und Vermögen. Wollen Sie über den Gotthard, nach Airolo vielleicht? kostet nur 110 Franken mit 2 Pferden. Wollen Sie über den Oberalppaß nach St. Moritz? kostet bei 3 Pferden 410 Franken. Oder gar über den Splügen an den Comersee, vielleicht 4spännig? macht die Kleinigkeit von 600 Franken. Auch unser Trüpplein ließ einspannen. 50 Kilometer bis nach Brieg sind viel für Füße, die tagszuvor müde gewesen, und das Wallis wird man überhaupt am besten durchfahren.

Das Tal besitzt zu wenig Einzelschönheiten, vor denen man verweilen könnte. Es ist immer der gleiche Wechsel: unten eine schmale Talsohle, eine wenig breite Poststraße, so daß zwei sich begegnende Fuhrwerke Mühe haben, einander auszuweichen. Zu beiden Seiten steigen die Halden hinan, zu den Berneralpen im Norden, zu den italienischen Grenzbergen im Süden. Bis weit zwischen die Bergtannen hinauf sind auf der Sonnenseite Getreidefelder angepflanzt, Parzelle an Parzelle und jede mit einer andern Fruchtart bestellt, so ungefähr wie im Thurgau. Ein Windstoß fährt durch die hohen Roggenfelder, so daß sie von weitem erscheinen wie flatternde Seidenbänder. Wollen sie nur Abschied winken? Ja, winkt nur, es wird so bald nicht wieder gescheh'n, daß ich zu euch komme. Ich muß es offen gestehen, eure Berge gefallen mir, und euere Gletscher, und euere Flüsse, wie sie springen. Aber eure schwarzen Hütten tausche ich nicht mit den saubern Häuschen des Toggenburgs. Ich kenne auch die sogenannten gestrickten Häuser, wie ihr sie habt; aber bei mir daheim werden die Balken doch noch etwas glatt gehobelt, die eurigen sind auch gar so plump. Bei mir daheim gibt man dem Ganzen ein besseres Ansehen durch eine Schindelbekleidung; ihr laßt die nackten Balken Wind und Wetter trotzen, so daß sie schwärzer sind als der Rauch, der in Ermangelung eines Kamins an manchem Ort zur Türe heraus kommt. Und auf den Anstand nehmt ihr auch gar so wenig Rücksicht, indem ihr die Miststöcke in Reih' und Glied an die Straße baut. Aber das ist wahr: von weitem sehen eure Dörfer recht niedlich aus. Dicht zusammengepfercht stehen die Häuser, im grünen Wiesengrund gelagert; mitten daraus ragt im auffallenden Gegensatz zu den alten Hütten das weiße Steingebäude der Kirche, der Stolz der Dörfler, sodaß das ganze einer Herde schwarzer Schafe gleicht, die, vom weißbehemdeten Hirten gehütet, auf saftiger Flur ausruhen. In Geschenen sollen die reichsten Bauern des Tales hausen. Wer aber meint, daß hier auch die Lebensbedürfnisse und Ansprüche entsprechend größer seien, der würde sich täuschen. Im ganzen Dorf ist kein Alkohol zu finden, nicht Wein, nicht Bier. Da müssen die Leute schon nach Brieg zu Markte gehen, wenn sie etwas Ähnliches bekommen wollen. Fürwahr, auch ein Kulturbild: Temperenz und Reichtum beieinander; daß doch der Föhn davon erzählte den Berneroberländern, bei denen der Schnaps in Strömen fließt. Eben so gut, wie sie ihre Leiber gegen den Alkohol schützen, scheinen die Leute ihre Kornspeicher zu verteidigen gegen die Mäuse. Die holzgebauten Scheunen sind nämlich mit ihren Wänden nicht auf den Boden gestellt, sondern ruhen auf 4 starken Pfosten. Jeder dieser Pfosten trägt in der Mitte wie einen mächtigen Kragen einen weitvorspringenden, flachen, glatten Stein. Die Feldmäuse müßten, um hinauf zu dringen, unten an dem Stein hinlaufen. Da sie dies aber bis jetzt noch nicht gelernt haben, sind die Speicher vor ihnen geschützt.

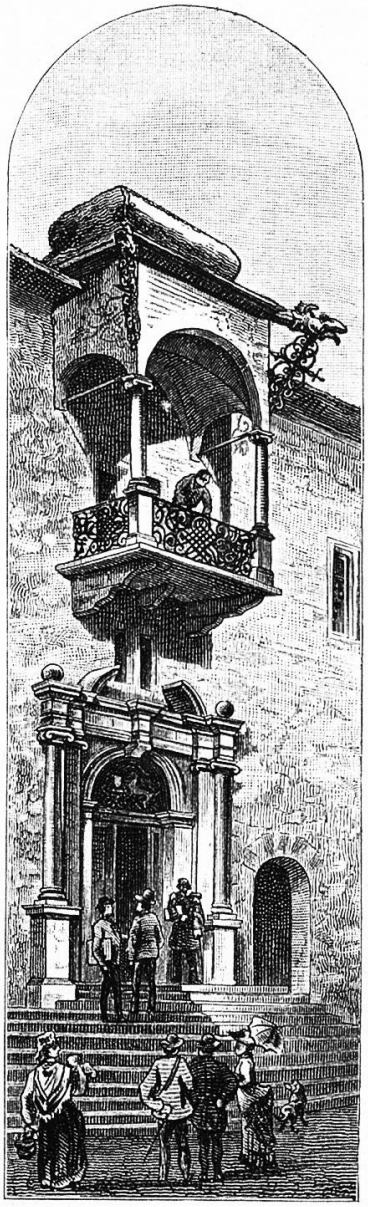
Doch hört! ein düsteres Volk müßt ihr sein, ihr Walliser. Durch so manches eurer Dörfer bin ich gezogen; ich habe euere Kinder wohl gesehen, aber auch nicht eines singen gehört. Man sagt doch, die Berge seien die Heimat der Lieder. Ja, meint ihr, aber nicht unsere Berge! Unter den ewigen Drohungen der Lawinen und Steinfälle hat ein ernster Zug sich dieser Leute bemächtigt. Meist dürre, sehnige Gestalten, bronzefarbig und dunkeläugig, stehen sie vor uns; gedämpft klingt ihr Lachen, und wenn wir sehen, wie die Leute schon morgens um 4 Uhr zur Kirche eilen, nicht bloß Kinder, sondern auch Männer und Greise, weil sie ein Bedürfnis haben nach Gott, so kommt es einem wirklich vor, als ob hier das Leben auf einer Flucht vor der ernstdrohenden Umgebung nach innen begriffen sei; als ob hier alles zur Religion werde. Man erzählt, wenn die Walliser aus ihren Bergen herauskämen in die ruhigen, sicheren Täler der Schweiz mit ihrer reichen Kultur und ihrem frohsinnigen Volksleben, sie wüßten sich kaum zu fassen. Und ein bekannter Reiseschriftsteller erzählt, er habe einst auf dem Bürgenstock am Vierwaldstättersee einen rauhen Zermatterführer weinen sehen; als man ihn fragte, warum er weine, habe er geantwortet: „ich weine, weil hier die Welt so schön ist und bei uns so traurig.“

Also darum lachen eure Kinder nicht! Die gemeinsame Gefahr scheint auch eure Standesunterschiede wenig zum Ausdruck kommen zu lassen: nirgends ein besonders auffallendes Haus, nirgends eine Villa, etwa oberhalb des Dorfes an sonniger Halde. Aber eben deshalb mag unter euch der „Örtligeist" so stark entwickelt sein, wobei ich freilich nicht weiß, ob der italienische Grundsatz auch von euch gilt:

„Deine Frau und deinen Stier
Nimm aus deinem Dorfe dir."

Doch das alles sage ich mehr vom Oberwallis. Je mehr ich abwärts fuhr, der breiterwerdenden Rhone nach, um so mehr fremde Elemente begegneten mir. Schon die Sprache deutet das an. Heißt es oben noch, an den Warnungstafeln beim Dorfeingang: „hier darf man nicht traben", steht weiter unten: „hier darf man nicht trotten, und noch weiter unten: „défense de trotter." Das französische Element dringt vom Genfersee her mehr und mehr ein. Doch nein, da stehe ich ja mitten unter Italienern. Oder täusche ich mich? Ist das Welsch, das ich da höre, am Ende doch nur eine neue Art Französisch? Ich bin in Naters, belehrt mich die Postablage, einem Vorort von Brieg. Jetzt wird mir die Situation klar. Dort drüben liegt ja der Simplon, dessen Riesenleib sie eben durchbohren. Vor 100 Jahren hat Napoleon ihn zum ersten Mal überwunden, diesen Riesen der Grenze. Mit 250,000 Kilogramm Pulver und 611 Brücken hat er während 3 Sommern die Paßstraße darüber gebaut; jetzt gilt es die Überwindung mitten durchs Herz. Schwarz hebt sich die Wunde ab, der Tunneleingang, von riesigen Vorwerken und Bauten umgeben. Und Naters ist die Kolonie der italienischen Arbeiter. Wer vor einigen Jahren hier durchwanderte, muß sich wundern, wie hier auf einmal ein ganzes Dorf aus dem Boden gewachsen ist, freilich unsauber, ungeordnet, unbeständig, wie seine Bewohner. Flüchtige Baracken sind es, mit Gips übertüncht, um noch einen guten Schein zu erwecken. Es ist nachmittags 5 Uhr. Aber was sollen um diese Zeit die Scharen sonntäglich gekleideter Arbeiter? Sollten die nicht im Tunnel sein? Die einen spielen, die andern singen, die dritten rauchen, die vierten springen um eine Art Riesenbillard auf der ebenen Erde mit Kegelkugeln. Ist am Ende zur Abwechslung wieder einmal Streik ausgebrochen? Zeitungen haben doch nichts gemeldet. Ich lasse mich belehren: die Tunnelarbeiter wechseln alle 8 Stunden ab; ein Dritteil pickelt jetzt und hämmert und bohrt, den großen Triumph moderner Technik zu vollenden; ein Dritteil soll schlafen, und ein Dritteil genießt. Naters dürfte ein Ort sein, von dem man sagen kann: er schläft nie. Während die einen ihre Erholung im Schlaf suchen, erwarten sie die andern vom Genuß. Da dehnt sich ein Variete-Theater, dort ein Vergnügungslokal, und der Wirtshäuser ein ganzes Heer. Da stehen sie, die vielumstrittenen Mittel zur Nervenstärkung, in Flaschen aufgestellt; vino, birra, liquori. Ob das Dorf bleiben wird, wenn der letzte Spatenstich getan und der Berg überwunden ist? In 2 Jahren soll dies geschehen sein.

Sicher wird bleiben das benachbarte Städtchen Brieg. Man spricht sogar davon, dasselbe nach Eröffnung der Simplonbahn zur Hauptstadt des Kantons avancieren zu lassen. Wenn es gelingen sollte, so läge darin allerdings ein schlagendes Kulturbild. Vor Zeiten galt noch das große, schwarze Bauerndorf Münster als Hauptort des Wallis. Mit der Entwicklung des Gewerbes wanderte die Regierung nach Sion oder Sitten, wo das handel- und gewerbetreibende Element zu Tische sitzt, und nun sollte das künftige Verkehrszentrum auch diesem den Rang ablaufen? Ja, das ist der Stufengang; über den Bauernstand erhob sich das Gewerbe und über dieses der moderne Verkehr. Ob es nicht wieder einmal rückwärts den Gang nehmen wird? Doch einstweilen ist Brieg nicht Hauptstadt, sondern einfach die nicht sehr saubere Endstation der J.-S.-Bahn. Aus verschiedenen Teilzerstörungen durch Menschen- und Naturgewalt, ist es immer wieder zu neuem Leben aufgestiegen, und die vielen stattlichen Gebäude mit den zahlreichen Türmen und Türmchen erwecken den Eindruck des Wohlstandes. Das alte Stockalperschloß mit seinen



Bürgerhaus in Brieg.

säulenumfriedeten Erkergängen ist ein Denkmal für eine merkwürdige Gestalt aus dem 17. Jahrhundert — einem Themistokles in neuer Auflage, Kaspar Stockalper. Er entsumpfte einen Teil des Wallis, baute die Hospizien auf dem Simplon und verhalf vielen Leuten zum Wohlstand. Zum Dank dafür wurde er 6 Jahre verbannt und seiner Güter beraubt. Es wundert mich nicht, mehr von Brieg zu sehen und zu hören. Da steht ja schon der Zug. Also hinein, und heute noch bis Sitten, der wirklichen Hauptstadt des Tales. „Suisse, Couronne, Poste," wie die Hotelnamen alle heißen, tönte es mir aus dem Mund der Portiers entgegen, als ich in Sitten die Bahnhalle verließ. Unbekannt, ohne alle Empfehlungen stand ich da; was soll ich wählen? Ich folgte einer zufälligen Eingebung. Aber ich empfehle Ihnen, in Ihrem Leben nie Zufallskultus zu treiben, denn eine unbehaglichere Bude als in diesem Hotel, hab' ich auf meiner ganzen Reise nie bewohnt. Allein es gibt ja kein Unglück, daß nicht auch wieder ein Glück dabei wäre. Am andern Morgen war ich um so früher auf den Füßen, und diese Füße trugen mich zunächst nach der Richtung der drei Hügel, welche die Wache halten über die Stadt, Seyon, Tourbillon, Valère. An ihre Namen knüpft sich ein bedeutendes Stück der Wallisergeschichte. Um die Zeit der Geburt Christi zogen die Legionen des römischen Kaisers Augustus hier ein, bauten Straßen und Dörfer ringsum, legten Besatzungen darein, bauten Tempel für das religiöse Bedürfnis und, nach dem Rezept, daß bei dem Gotteshaus auch ein Wirtshaus stehen müsse, auch Stätten für das Vergnügen. Im 4. Jahrhundert wurden sie von den Christen abgelöst. Voll Respekt vor der Baukunst ihrer Vorgänger übernahmen diese das römische Tempelgebäude und bauten es aus zur christlichen Kirche. Und als eine spätere Zeit die zwölf Apostel darein malte, da schien der heidnische Ursprung völlig vergessen zu sein. Dann warf von Genf her die Reformation ihre Wellen ins Wallis hinauf. Die bunten Bilder wurden mit 10 Centimeter dicker Gipstünche überstrichen; der heidnische Tempel beherbergte die Evangelischen. Doch die Gegenreformation kam; die Tünche wurde abgekratzt und seither tront hier oben auf Valère die bischöfliche Cathedrale; die Evangelischen haben sich daneben in jüngster Zeit ein hübsches kleines Kirchlein gebaut. Doch was erzählt uns dort drüben jener zweite Hügel, worauf die Ruinen einer ungeheuern Festung zum Himmel klagen? Im 12. Jahrhundert hatte der Bischof sich dort eine starke Burg gebaut zum Schutz gegen den drohenden Adel, und sie Tourbillon genannt, zu deutsch; Wirbelwind. Seither ist sie abgebrannt, aus den gut erhaltenen Überresten zu schließen, noch nicht sehr lange, und der Bischof hatte vorgezogen, als geistlicher Hirte nicht in Burgen der Gewalt zu tronen, sondern sich unten im Städtchen ein Palais zu bauen. Auch von Seyon, der dritten Burg, zeugen nur noch Überreste von entschwund'ner Pracht. Aber sie sind ausgebaut und heute liegt die Kaserne für Gebirgsartillerie darin, entsprechend der kriegerischen Vorgeschichte dieses Ortes. Denn vor 600 Jahren war's, als der Bischof, während er in diesen Mauern Messe las, plötzlich von Leuten seines Feindes und Vetters, des Herrn v. Thurn überfallen, gepackt und zum Fenster hinaus in den Abgrund geworfen

wurde. Wenn ich sonst von alten Burgen scheide, so überkommt mich gewöhnlich ein Gefühl der Wehmut, im Gedanken an das mannhafte, kampfstolze, und doch wieder minniglich zarte Geschlecht der Ritter, die im Mittelalter darin hausten, und deren Art heutzutage so selten zu werden scheint. Aber hier waren's Denkmäler einer unritterlichen Zeit — Denkmäler aus der Sturm- und Drangperiode im Lande der Alpen.

Nach einer Seite ist mir Sitten auch zum Reiseerlebnis geworden; hier nahm die Winterfahrt ein Ende. Die schmutzigen Lawinen, die bis jetzt immer noch zu beiden Seiten des Tales an des Winters Macht erinnerten, waren hier endgültig verschwunden; alles stand im schönsten Sommerschmuck; die Rosen blühten in südlicher Pracht; an Hecken, Mauern, Häusern, Veranden und Lauben, in den Gärten überall, rankte, blühte und duftete es, und an den Hängen dehnten sich die Rebengelände bis hoch an die felsigen Wände hinauf. Wie könnte es auch anders sein in diesem „Treibhaus"; denn ein solches ist doch das Wallis mit seinem, gegen Norden, Osten und Süden durch hohe Gebirge abgeschlossenen Tale. Aber ich liebe die Treibhäuser nicht im Leben, und so trug die Eisenbahn mich weiter. Zum letzten Gruß winkten noch einmal die Felsenmassive mit ihren Schründen und Ausbuchtungen, mit ihren bald grünen, bald kahlen Wänden; darüber die Spitzen der schönen Berneralpen und von Süden her der Wächter der savoy'schen Grenze, die Dent du midi, winkten noch einmal die Rebengelände, deren Ausdehnung freilich in keinem Verhältnis zu stehen scheint zu der Menge des Walliserweines, der in der ganzen Welt getrunken wird. Doch wer hat da vom klaren Wasser des Genfersees gesprochen und das Wort Weinhändler dazu gebraucht? Ich lehne die Verantwortung ab, aber an den Genfersee führe ich Sie doch. Gern hätte ich in Martigny, der Kniestation im Rhonelauf, die jüngst beendigten Ausgrabungen römischer Bauten, Warenbörse, Wasserleitung, Theater, Gräber angesehen; aber das hätte ja meinen Glauben an einen Fortschritt in der Kultur der Menschheit nur niedergestimmt, und ich will ja fröhlich sein. Gern hätte ich auch einen Abstecher gemacht nach dem Val d' Illiez, einem Seitental des Wallis, und hätte mir in Champéry jenen einzigen Ort angeseh'n, wo die Frauen in Männerkleidung gehen. Es soll ihnen nicht übel stehen, wenn sie, das lange Haar mit einem roten Kopftuch umwunden, den Tragkorb auf dem Rücken, das Pfeifchen im Mund, den dünnen, selbstgeschnittenen Weidestock in der Hand, in dem kurzen, nur bis zur Hüfte reichenden Wams und den langen Hosen zu Markte gehen. Und so eine behoste Ziegenhirtin mit der „Lismete" in der Hand, muß eine recht sympathische Erscheinung sein, wenigstens nach dem Bild zu schließen. Nur an einem Ort noch zog es mich zum Bahnwagen hinaus, ehe ich an den See gelangte, bei St. Maurice. Die kriegerischen alten Römer hatten dort einen friedlichen Marktflecken unterhalten; die friedliche Schweiz, welche jüngst zwei Abgeordnete an den Haager Friedenskongreß abgesandt, hat hier mit einem Aufwand von Millionen starke militärische Festungen angelegt. Unsichtbar von der Talsohle aus liegen die Verteidigungswerke oben an dem nördlich anstrebenden Berghang, etappenweise übereinander, bis in schwindelnde Höhe. Mit ihren weittragenden Festungsgeschützen, Panzertürmen und Mitrailleusen beherrschen sie das Tal vollständig und sperren es gegen jeden unberufenen Eindringling von Westen her ab. Während aber aus begreiflichen Gründen diese für jeden Schweizer bedeutsame Stätte seit einiger Zeit nur noch von höhern Offizieren betreten werden darf, ist eine andere Sehenswürdigkeit jedem zugänglich, der Fr. 1. 20 an den Torwächter bezahlt: die Feengrotte (grotte des feés), auf der den Festungen gegenüberliegenden Seite des Berges. Ungefähr 500 Meter in den Berg hinein führt ein mannshoher, natürlicher Tunnel, an dessen Ende sich die Decke zu einer mächtigen Kuppel öffnet, daraus plätschernd ein Strom von Wasser niederfällt. Kein Mensch weiß, woher das Wasser kommt, und eben so wenig, wohin es fließt. Vor Zeiten, vor Jahrtausenden wohl, hat es einen Ausweg gesucht durch diesen Tunnel, durch den wir eben gingen, und wer weiß, nach weiteren Jahrtausenden

wird man den Fremden einen Tunnel zeigen, den das Wasser, der mächtigste Baumeister der Erde, inzwischen geschaffen. Der Eintritt wird dann wohl Fr. 2.40 kosten, entsprechend den steigenden Lebensbedürfnissen. Vielleicht fährt dann auch ein elektrisches Bähnchen hinein, und die da hinein fahren, lächeln über das Menschengeschlecht des 20. Jahrhunderts, welches einst mit düstern Öllaternen die dunkeln Gänge beleuchtete. Doch ich werde zum Spötter. So ist der Mensch. So lange er unter dem Eindruck der übermächtigen Gebirgswelt steht, wird er ernst und fühlt die Kleinheit seiner Existenz; aber so bald er wieder über die nächsten Bäume hinauszusehen mag, fühlt er sich in Überlegenheit und spottet. Von St. Maurice weg weitet sich nämlich das Gelände; es wird freier und ebener; die Berge treten zurück und öffnen den Blick auf den Genfersee, den ich in Villeneuve zum ersten Mal rauschen hörte. Hier begann eine neue Welt. Sie zu malen, müßt' ich neue Farben mischen, sie zu beschreiben einen neuen Schacht von Wörtern aufschließen, von dem ich nicht weiß, ob er mir zur Verfügung steht. Es ist die Riviera in der Schweiz; ein echtes Stück Italien ist hier wie von Zauberhänden an den blauen See getragen. Niemand wird das bestreiten wollen, der die Weltkur- und Weltvergnügungsorte Montreux, Clarens, Territet gesehen. Da liegen sie, Hotel an Hotel, Villa an Villa gebaut, dazwischen die prächtigsten Gärten mit einer echt südlichen Flora: Tulpenbäume, Cypressen und Pinien treiben ihre Kronen empor. Dazwischen plätschert ein Springbrunnen, weit über sein Bett hinaus alles wie mit zartem Tau benetzend. Sogar den seidenen Saum jener Dame feuchtend, die eben weltfern, weltfremd ihren Abendspaziergang dahinrauschte. Oberhalb der Häuser dehnen sich weite, weißschimmernde Blumenfelder, Wiesen dicht besetzt mit Narzissen, Himmelsternen, wie man bei uns sagt, die selbst der engherzigste Waadtländerbauer nicht ausrotten mag. An das Gestade schmiegt sich weichrauschend der See, wechselnd zwischen dem lichten Grün des Smaragd und dem tiefen Blau des Stahls, wie von schneeweißem Champagnerschaum perlend, wo seine Wellchen an den Ufersteinen sich brechen. Auf seinem Rücken treiben wie riesige Wasservögel kleine Segelschiffchen, und ich habe einmal einen Waadtländer gekannt, der, an den Bodensee versetzt, ein förmliches Heimweh empfand nach den anmutigen Seglern seiner Heimat und erst dann sich zufrieden gab, als man ihm im Bilde ein solches Schifflein über sein Bett hing. Von drüben grüßen die mittelalterlichen Küstentürme des vielbesuchten aber auch viel enttäuschten Schlosses Chillon, und vom jenseitigen Ufer fällt das stille Leuchten der schneegekrönten Savoyerberge in das Blau der schlummernden Flut und erhöht den Zauber dieser Welt, die im Gegensatz zu dem Großartig-Erhabenen an den Ufern des Vierwaldstättersees ein Bild des Malerisch-Schönen darstellt. Ich muß gestehen, da wäre ich gerne noch länger geblieben. Es ist merkwürdig, man staunt über die Großartigkeit und Erhabenheit der Alpen, diese bewunderungswürdigsten Schaustücke der Schöpfung, diese steinernen Zeugen von dem Alter und der Gestaltungsfähigkeit der Erde. Aber auf ihnen bleiben, möchte man doch nicht. Hat das Auge sich satt getrunken an ihrem Anblick und das Herz sich vollgesogen von ihrem Zauber, dann zieht es einen wieder hinab und hinaus. Es liegt wohl im Zuge der Zeit, auch von den Alpen etwas zu wissen; es ist fast eine Forderung allgemeiner Bildung für den Bewohner des Tales, auch die Berge kennen zu lernen. Aber bleiben möchte man doch lieber dort, wo statt des Erhabenen das Schöne und Liebliche die Oberhand besitzt; das ist dem Menschengemüt kongenialer, da möchte es Hütten bauen, da möchte es wohnen.

Aber es gehört ja mit zu den Widersprüchen des Lebens, daß des Gemütes Stimme nicht immer des Gewissens Stimme ist. Ich darf nicht bleiben. Noch eine schöne Abendfahrt auf sanftwogendem See an den Küstenortschaften Vevey, Cully vorbei im Angesicht der nicht enden wollenden Weinberge, des großen Weingartens der Schweiz, bis nach Ouchy und Lausanne. Doch es ist hier zu laut für müde Nerven, um ruhig schlafen zu können; ich möchte keine Luzernernacht in zweiter Auflage. Also noch ¼ Stündchen daran

gewagt. Da sitz' ich schon wieder im Eisenbahnzug Lausanne-Genf; in Morges ladet er mich aus. Eine letzte Nacht am schönen Leman. Die blauen Schatten haben sich schon über den See gelagert; von Himmel und Erde ist die Farbenvielheit gewichen; der Mond hüllt die Flut in seidenweiches Silber; die Wellen legen als Nachtgewand einen silberglitzernden Schuppenpanzer an, den der Atem des schlummernden Sees leise hebt und senkt.

Tags darauf ist es Samstag; den Prediger ruft die Pflicht. Also mit Schnellzugsgeschwindigkeit nach Hause. Ich schied von dem schönen Fleck Erde gleich so manchem seiner Kinder, die es so mächtig hinaustreibt in die Ferne, die aber allezeit sein schönes Bild in der Seele tragen.

Hübscheli.

(Chlaglied vo-n-ere junge Frau.)

Stürm doch nit so wild und hitzig,
Thue doch lieb und süferli,
Nimm doch alles nit so spitzig,
Chumm nur sanft und hübscheli.

Gang i Garte, lueg die Chöpfli
Vo de Bluemejüngferli,
Rüehig — langsam springe d' Chnöpfli
Uf zur Sunne; — hübscheli.

Weisch, e Hitzchopf isch verderblich
Und i ma nit bi-n-ihm sy.
Allwäg isch's für d'Burscht* no erblich,
Drum manierlich, hübscheli.

Süsch verliersch no ganz ds' Vertraue
So bim junge Fraueli,
Das so fest möcht uf di baue,
Wärst de fryn** — miechsch hübscheli.

* Kinder. ** artig.

L. v. Greyerz, Bern.

Führerin.

Von W. Holzamer. (Siehe Bücherschau.)

Über meinem Leben
Halte du die Wacht,
Daß mir Licht gegeben,
Eh mich ruft die Nacht.

Daß ich oben stehe,
Wenn die Saat gereift,
Freudig rückwärts sehe,
Was mein Weg gestreift:

Länder hin und Meere
Eine stolze Fahrt,
Nirgends in die Leere,
Treu durch dich bewahrt.

Daß die Vielen alle,
Die im Tal verwehn,
Auch noch, wenn ich falle,
Müssen aufwärts sehn.

Also, Liebste schüre
Meiner Flammen Glut,
Halte Wacht und führe
Meine Zukunft gut!